Guy Helminger

Neubrasilien

Roman

CAPYBARA BOOKS

4. Willibrordus

Am Moselufer in Remich hielten sich mehr Menschen auf, als Josette je zusammen gesehen hatte. Einige waren Händler, die Brot, Kleider und schlecht geschnitzte Löffel anboten, andere Schaulustige, die dabei sein wollten, wenn das Schiff den Anker lichten und langsam flussabwärts gleiten würde. Am Rande standen Karren mit Fässern, nass geschwitzte Pferde und Schifferleute, die gelangweilt den Abschiedsszenen beiwohnten. Obwohl es bereits zehn Uhr war, wirkte das Licht über dem Wasser wie am frühen Morgen. Diesig und grau war es, nur manchmal drang ein Sonnenstrahl durch die Wolkendecke, ließ das Namensschild am Bug des Schiffes aufblitzen. Josette hätte gerne gewusst, wie es hieß, traute sich aber nicht, einen der Umstehenden zu fragen.

Leo Meier und seine Familie waren am Vorabend in Remich angekommen, hatten auf der anderen Flussseite im Roten Haus, in dem die Schiffer sich normalerweise ausruhten, für eine Nacht Quartier bezogen, zusammen mit anderen Familien in einem Raum versucht, Schlaf zu finden. Aber jedem war die Aufregung vor der Abreise in den Mund gestiegen, und so hatten vor allem die Männer das Wort geführt. An Schlaf war nicht zu denken gewesen. Niemand wusste, wie viele an Bord gehen würden. Niederländer waren angekommen, Rheinpreußen und Bauern aus Lothringen, die sich alle auf den Weg nach Brasilien machen wollten.

»Das Schiff ist groß, 2.000 Zentner soll es laden können«, hatte Leo zu Josette gesagt, »lass die drängeln, wir bekommen unseren Platz.«
Marc hatte sofort den Kopf geschüttelt und erwidert: »Aber was für einen. Das Gepäck kann man stapeln, uns nicht.«
Nun warteten sie als eine der letzten Familien in der Schlange darauf, dass die Gendarmen ihre Papiere kontrollierten und sie auf die Boote ließen. Das Segelschiff lag ruhig in der Flussmitte, sein Mast bohrte sich wie ein Zeigefinger in Richtung Himmel. Liliane schaute auf die Wolken, die sackartig alles bedeckten, griff nach ihrem Donnerstein, den sie zusammen mit einem Kreuz um den Hals hängen hatte, und rieb ihn. Es war gut, dass Gott diese Werkzeuge auf die Erde warf, damit die Menschen sich gegen Blitze und Unwetter schützen konnten. Wie eine Kralle hatte der Stein vor ihrer Haustür gelegen, genau an dem Tag, an dem sie dem Mann das Geld gegeben und sich für die Überfahrt von Bremen nach Brasilien eingeschrieben hatten. Die drei Monate auf dem Meer würde sie den Donnerstein brauchen können, sie würde abwechselnd beten und an ihm reiben.
»Branntwein! Hier Branntwein!«
Hinter ihr begann jemand Geige zu spielen, eine Frau mit verschmutztem Gesicht sang dazu das Auswandererlied, das einige bereits gestern im Roten Haus angestimmt hatten.

Einstmal sah ich in den Himmel,
Eine Stimme ruft mir zu:
Kinder segelt jetzt nach hinnen,
Nach dem Land Brasilien zu.

Wo ihr einen Ort bereitet,
Wo nicht herrschten Zank und Streit,
Alles muss verein'gt stehn,
Wenn wir in das Land eingehn.

Die Frau hatte eine helle, zerbrechliche Stimme und hielt eine Holzschale vor ihrer Brust. Die Leute hörten ihr zu, schrien dazwischen, machten spöttische Bemerkungen, aber niemand legte etwas hinein.
»So ein Blödsinn«, rief ein Mann vor ihnen, zeigte den Gendarmen seine Papiere. Die Frau an seiner Seite hielt ein Kind im Arm und weinte. Der Mann griff sich zornig zwei Leinensäcke und ließ sie ins Boot hinab, während er »Komm jetzt« sagte. Aber die Frau blieb stehen, begann zu schluchzen. Der Mann sprang auf sie zu, entriss ihr das Kind und gab es dem Bootsmann. Die Frau schrie heulend auf, bewegte sich aber nicht.
»Dann bleib da!«, rief der Mann und stieg ins Boot.
»Der Nächste«, sagte der Gendarm, prüfte Leos Papiere, schließlich die von Marc, Liliane und Josette. Sie stiegen zu dem Mann mit dem Kind ins Boot. Am Ufer sang die Frau mit der hellen Stimme:

Keine Unruh kann mich stören,
Kein Verleumder kann es wehren,
Wenn wir hier – im armen Stand,
Ziehen nach Brasilienland.

Ihre Majestät der Kaiser,
Was wir hier geloben dir, –
Sei und bleib du allzeit weise,
Lass uns nicht verderben hier.

Wir versprechen in die Hand,
Dass wir wollen in das Land,
Wir säen unseren Samen aus,
Gott gibt seinen Segen drauf.

Das Kind weinte. Der Mann versuchte es zu beruhigen, schüttelte es. Unter ihnen trieben kleine Wellen gegen den Rumpf.
Es ist so weit, dachte Josette. Sie spürte eine seltsame Freude in ihrem Kopf, so als kitzele jemand sie unter der Schädeldecke. Ihr Bruder schaute grimmig, aber sie hatte das Gefühl, auch er freue sich, nun, da es kein Zurück mehr gab. Vom Ufer wehten das Schluchzen der Frau und die helle Stimme der Sängerin herüber, begleitet von einer kratzigen, ungeübten Geige.

Bald geht's Schiff hinaus ins Meer,
Bald ist es in seinem Lauf,
Tut euch alle Gott befehlen,
Gebet euch zu ihm hinauf.

Wenn die Wellen uns bedecken,
Kann mich doch kein Satan schrecken,
Ich befürchte nicht den Tod,
Ich verlasse mich auf Gott.

Wenn das Schiff geht in den Hafen,
Wenn wir treten an das Land,
Wird Brasiliens Kaiser sagen,
»Kommt und reichet mir die Hand.«

Weil uns Gott hat auserkoren,
Wir dem Kaiser Treu geschworen,
Dass wir treu und untertan,
Kommen in Brasilien an!

Die letzten Verse waren kaum noch zu verstehen. Der Wind trieb sie die Mosel hinab, während Josette mit ihrer Familie an Bord ging und die Boote zurück an Land gerudert wurden. Leo schaute sofort nach den Truhen, die sie gestern aufgegeben hatten, konnte sie aber bei dem ganzen Gepäck, das am Heck stand und mit Tauen zusammengebunden war, nicht finden. Vielleicht lagen sie ganz unten. Das Schiff sah nicht gerade neu aus, fand Leo, die Planken waren von Flecken übersät, in der Bordwand prangten Kerben, an vielen Stellen fehlte die Farbe, und das Holz zeigte eine aufgeraute Maserung. Über hundert Menschen waren an Deck, das so groß war, dass alle Platz hatten, nicht genug, um sich hinzulegen, sich in vollem Umfang auszustrecken, aber setzen konnte sich jeder auf die Planken. Trotzdem standen die meisten, redeten zu laut, winkten den Freunden, den Verwandten am Ufer zu. Josette sah die Gendarmen, die Frau, die nicht mitwollte und noch immer dort stand, wo ihr Mann sie verlassen hatte. Kinder liefen am Ufer entlang, neue Pferdekarren kamen an. Der Geiger musizierte weiter, bewegte den Bogen hin und her. Zu hören war an Bord nichts von seinem Spiel.
Josette war so aufgeregt, dass sie ihre Finger zu Fäusten ballte und vor der Brust zusammenpresste, als müsse sie einen Gegendruck erzeugen, der die Spannung im Körper zurückhielt. Sie würde Wahl nie wiedersehen, die Nachbarn, das Haus, die Felder, den Kirchturm. Auch von Remich würde dies das letzte Bild sein, das sich ihrem Ge-

dächtnis anvertraute – dieses unübersichtliche Treiben, als verschiebe Gott Figuren auf seinem Spielfeld. Grob geschnitzte Gesichter, raue Hände, turmhohe Männer, schnelle Läufer, Gäule und Bäuerinnen. Und plötzlich glaubte Josette, Aloyse Marner auf einem der Wagen zu erkennen, ihn lachen zu sehen. Er sprang zwischen die Leute, dann war er verschwunden. Im gleichen Augenblick begann sie nach Pol Ausschau zu halten. Aloyse würde nicht alleine hier auftauchen. Sie suchte in der Menge, ihr Blick lief von einem Gesicht zum nächsten, übersprang die Hauben, erkannte niemanden. Warum sollte Pol bis nach Remich kommen? Sie musste sich geirrt haben. Trotzdem spürte sie ihre Herzschläge im Hals. Nach Remich kam man nicht einfach so. Oder wollte er etwas verkaufen? Aber was? Die hatten doch nichts. Pol nicht und der blasse Aloyse sowieso nicht.

Die Boote glitten erneut vollbeladen auf das Schiff zu. Wollte Pol sich verabschieden? Er hatte ihr die Wörter gesagt. Sie hätte ihn nie geheiratet, aber dass er ihr das gesagt hatte, freute sie. Vereinzelt flogen Vögel nicht zu durchschauende Muster zwischen Ufer und Schiff. Der Geruch von Tabak drang in Josettes Nase. Neben ihr spuckte ein Mann durch seine Zahnlücke ins Wasser, murmelte: »Wiesenfresser. Alles Wiesenfresser.« Josette sah, dass Spuckefäden in seinem zotteligen Bart hängen geblieben waren. Werde ich einen Brasilianer heiraten? Einen Fremden?, dachte sie.

Sie blinzelte noch einmal zu der Stelle hin, wo sie Aloyse gesehen zu haben glaubte, schaute dann die Bordkante entlang, erblickte ihren Vater im Gespräch mit Arnold Pallen, einem alten Notarschreiber aus Esch an der Alzette, der im Roten Haus mit seinem Enkel neben ihnen übernachtet hatte. Pallen rauchte Pfeife, klappte den Deckel kurz auf,

schloss ihn wieder, bevor er über die Häuser von Remich zeigte und etwas sagte. Auch Josettes Mutter schaute in die angezeigte Richtung, aber ihr Blick schien weiter zu reichen, so als tue sich ihr Dorf vor ihr auf, Wahl und das Haus mit dem Stall, als sei der Hafen hier nur eine durchsichtige Kulisse vor einer gekappten Vergangenheit.

»Das war's«, schrie von unten ein Bootsmann, stieß sich vom Rumpf des Segelschiffes ab und ruderte zurück an Land. An Deck wimmelte es. Niemand schien seine Beine und Arme unter Kontrolle zu haben. Strohhüte schwankten, Filzhüte schipperten zwischen Hauben und Zipfelmützen. Josette stellte sich neben ihre Mutter, versuchte einen braunen Fleck von ihrem Vortuch zu kratzen. Wo hatte sie sich so dreckig gemacht? In ihrem Rücken hockte Marc mit Nicolas, Pallens Enkel, zusammen. Sie waren in diesem Augenblick fast die Einzigen an Bord, die noch saßen, hielten die Köpfe eng aneinander, als hätten sie Geheimnisse, als würden sie sich seit Jahren kennen. Auf Nicolas' Beinen lag eine Zeitung voller Eselsohren, vier Seiten dick und so groß wie die beiden Schuhe des Vaters, wenn man sie nebeneinander stellte. Nicolas hob den Kopf, nickte Josette zu und lächelte, ehe er sich wieder Marc zuwandte und zu flüstern begann.

Der alte Pallen hingegen schwieg, was selten vorkam. Letzte Nacht hatte er ihnen so viel über Esch an der Alzette erzählt, dass Josette nun mehr über diese Stadt wusste als über ihr eigenes Dorf – dass es in Esch Vorschrift war, einen Deckel auf der Pfeife zu haben, damit die Strohdächer nicht durch einen Funken in Flammen aufgehen konnten, dass das Wegwerfen eines Kohlestückes, mit dem man den Tabak entzündet hatte, unter Strafe stand, dass man dort seit Jahren eine Ziegelei hatte und die Strohdä-

cher folglich bald der Vergangenheit angehörten und dass das alles sehr, sehr fortschrittlich war. Fast tausend Leute wohnten dort, und nur diejenigen, die neidisch auf Esch an der Alzette waren, sprachen noch von einem Dorf. Pallen sagte immer nur »meine Stadt« – »In meiner Stadt haben wir vor zwei Jahren Ecke Großgasse und Luxemburger den letzten Festungsturm abgetragen, um mit den Steinen eine Schule zu bauen. Ja. In meiner Stadt bekommen die Leute reihenweise Eichenstämme aus dem Clair-Chêne, umsonst, so groß ist der Wald, so mitfühlend die Obrigkeit. Denn ohne Stämme kein Dachstuhl, kein Ziegeldach, kein Fortschritt. Ja. In meiner Stadt haben die Männer gegen die Franzosen gekämpft, bis alles in Asche lag.«

Sein Enkel Nicolas hatte sich daraufhin auf den Rücken gelegt, die Arme hinter dem Kopf verschränkt und leise geantwortet: »In meiner Stadt wachsen Schilf und Binsen, wo ein Marktplatz sein sollte, ein Sumpf bildet den Mittelpunkt und aus den alten Festungsgräben stinkt es, dass man denken könnte, das ganze Dorf kommt dahin zum Scheißen. In meiner Stadt müssen die Bauern zur Bannmühle, wenn sie ihr Korn mahlen wollen und verhungern darüber. In meiner Stadt ist das Pflücken von Haselnüssen Waldfrevel. Meine Stadt nennt man Esch, *la mauvaise*.«

Einen Moment lang hatte Arnold Pallen seinen Enkel angeblickt, dann hatte er gelacht und gerufen: »So sind die Jungen. Die dritte Generation verschwendet und zerstört, was die beiden ersten aufgebaut und erarbeitet haben. Woher Esch diesen Beinamen hat, weiß ich nicht, aber schlecht ist an ihr gar nichts.«

»Wieso gehen Sie weg?«, hatte Leo daraufhin gefragt, und der alte Pallen hatte gezögert, dann die Hand gehoben und auf seinen Enkel gezeigt. »Brasilien ist zu weit für ei-

nen alten Mann wie mich. Von denen, die mit mir geboren wurden, lebt niemand mehr. Und ich werde Brasilien auch nicht sehen. Hier in unsere Nachbarländer wäre ich gerne einmal gereist und weiter. Ich habe von einem Landstrich gelesen, da gibt es schwarze Berge. Im Südosten liegt das. Wahrscheinlich sind die Türken dort. Das Holz aber steht dicht an dicht, und die Menschen sind gebildet. Wenn man von oben in die Täler schaut, glitzert das Harz an den Stämmen, wie kleine Spiegel. Das Land hätte ich gerne einmal gesehen. Brasilien ist zu weit. Brasilien hat keine schwarzen Berge. Aber mein Enkel möchte dorthin. Nicht um zu arbeiten, um etwas zu erleben, sagt er.« Der alte Pallen hatte erneut aufgelacht, dann hatte er in die Runde gefragt: »Habe ich schon erzählt, dass die Leprosien in meiner Stadt mit zu den besten im ganzen Land gehören? Ja. Die Aussätzigen haben viel Platz dort und werden gepflegt, dass man sich selbst ab und zu ein wenig Krankheit an den Hals wünscht. Und weit weg vom Mittelpunkt der Stadt liegen sie auch nicht.«

Ein Grollen ging übers Schiffsdeck, ließ die Stimmen einen Moment lang leiser werden. Die Ankerketten rasselten hoch, und das Schiff setzte sich langsam in Bewegung, gefolgt von einem fünfundzwanzig Meter langen Bohrnachen, der das Gepäck kurzfristig aufnehmen würde, falls eine Untiefe den Segler auf Grund fahren lassen sollte. Am Steg winkten die Menschen, sprangen hoch. Die Kinder warfen mit kleinen Steinen. Josettes Blick irrte erneut über die Köpfe am Ufer hinweg, sprang zwischen den Gesichtern hin und her, bis ihr klar wurde, dass sie nach Pol suchte. Sie schüttelte den Kopf. Die Frau, die geweint hatte, war nicht mehr zu sehen.